



Noch werden Mitstreiterinnen für die klösterliche Gemeinschaft gesucht. Gefunden haben den Weg ins Kloster bereits zahlreiche Pilger, sie bekommen ein einfaches Mahl und ein Bett.

BILDER ANNICK RAMP / NZZ

Jesus, Maria und Schwester Agatha

Wie eine österreichische Nonne dem Wandel der Zeit trotzt und eine neue spirituelle Gemeinschaft gründen will

Mitten im Dorf Appenzell steht ein grosses Kapuzinerinnenkloster. Vor einigen Jahren sind die letzten Nonnen ausgezogen. Nun finden dort Pilger ihre «Geistseelen» – zumindest manchmal.

URS HAFNER

Der brüchige Lichtstrahl sucht den weiten, verwinkelten Weg zur Zelle. Der Besucher hat die Taschenlampe beim Eingang gefunden, den er gewissenhaft abgeschlossen hat. Wo der Lichtschalter ist, weiss er nicht, sowieso aber würde er ihn nicht betätigen: Er will die nächtliche Ruhe auf keinen Fall stören. Irgendwo schläft ein Pilger, vielleicht auch die Frau, die das Frühstück zubereitet, und natürlich Schwester Agatha, falls sie nicht betet.

Die Treppe knarrt unter den Füssen, ein leidgeprüftes Antlitz starrt ins Licht. Es ist Jesus, der blutend und lebensgross am Kreuz hängt. Der Gast beschleunigt seine Schritte. In dem kargen Zimmer angekommen, das keine Nummer hat, sondern über dem Türrahmen den mit Tinte geschriebenen Namen einer ehemaligen Schwester trägt, legt er sich ins Bett. Eine Weile noch lauscht er der Stille.

Von Wien nach Lourdes

Das Dorf Appenzell sieht im Sommer aus wie ein surreales, von keinem Schmutzpfleck getrübbtes Idyll. Ein träger Touristenstrom wälzt sich durch die Gassen und kauft Käse, Biber und Alpenbitter: «Sönd willkomm» und «Chönd zonis»! Mitten in diesen schmucken Kulissen liegt das Kloster Maria der Engel. Der Name erinnert an die ehemaligen Bewohnerinnen: Im letzten Jahrhundert praktizierten hier über vierzig Kapuzinerinnen die ewige Anbetung des Herrn zum Wohl der Welt. Der Orden geht auf den legendären Vogelprediger Franz von Assisi zurück, der dort um 1200 eine kirchliche Reformbewegung ansties. Die Kapelle des Heiligen heisst Santa Maria degli Angeli, Maria der Engel.

Das Frühstück wird im Refektorium, dem Speisesaal des Klosters, serviert. Der grosse, mit Holz verkleidete Saal ist das Schmuckstück der weitverzweigten Anlage, die unter nationalem Denkmalschutz steht. Jean-François, ein Pilger –



Klosterladen für alle Lebenslagen: Hier werden Kräuter, Gewürze und Trauerkarten verkauft – ein offenes Ohr gibt es dazu.



im Kloster duzt man sich –, fragt zwischen zwei Bissen, ob wir hier in Tirol seien. Der ältere, sehnige Mann wandert von Wien nach Lourdes. Jedes Jahr ist er drei bis vier Monate auf Jakobs- und anderen Wegen durch Europa unterwegs. In dieser Herberge gefalle es ihm gut, sagt er kauend, meist aber schlafe er unter freiem Himmel.

«Dieses Opfer bringt er Gott!», entfährt es der Frau am Nebentisch. Jean-François zögert; ja, eigentlich schon, er wandere im Geist des Evangeliums durch die Welt. Leider seien die Benediktiner meist abweisend, er habe sich schon oft bei ihnen beschwert und in mehreren Büchern darauf hingewiesen. Am meisten möge er die Franziskaner. Bei Regen zu wandern, sei unangenehm, auch wenn man einen ausgezeichneten Schirm besitze. Es gebe keinen besseren Wetterschutz. Der Mann erzählt mit nicht nachlassender Munterkeit immer weiter. Einmal sagt er: «Wer immer redet, hört Gott nicht.»

Eine nostalgische Vision

Vor acht Jahren verliessen die letzten fünf Kapuzinerinnen das Kloster. Das Alter hatte sie müde gemacht. Der Vatikan hob das Kloster auf, wie so viele andere auch. Ihre Zeit ist vorbei, als hätten sie nie die antike Kultur in die Neuzeit gerettet, als hätten sie nicht jahrhundertlang die Frömmigkeit und Lebensführung vieler Menschen geprägt. Niemand verzichtet mehr auf Besitz, Geld, Familie, Sex und Privatsphäre, um sein Leben Gott zu weihen. Niemand will sich mehr mit zwanzig die Zukunft verbauen. Trotzdem wünschten die abzie-

henden Nonnen, dass ihr Kloster in einem spirituell-katholischen Sinn weiterlebe. Eine Stiftung unter der Leitung des St. Galler Bischofs versucht seither, die nostalgische Vision zu verwirklichen.

Seit einem Jahr glaubt die Stiftung, ihrem Ziel nähergekommen zu sein: dank Schwester Agatha. Die sympathische Zisterzienserin ist letztes Jahr vom Kloster Mariastern bei Bregenz ins Kloster Maria der Engel in Appenzell gezogen. Nun hat die zurückhaltende und doch bestimmte Österreicherin, die von Kopf bis Fuss im grauen Habit ihres Ordens steckt, der nur ihr freundliches Gesicht freilässt, die praktische wie geistige Führung der Anlage übernommen. Die Schwester, eine Bergbauerntochter und Medizinerin, weiss sich transzendental rückversichert: «Wenn Gott will, wird dieses Kloster weiterleben.»

Die Früchte ihres Wirkens sind nicht zu übersehen. In der Klosterkirche finden weiter Messen statt, im Klosterladen werden Kräuter und Gewürze aus dem Garten verkauft, manche Klosterzellen sind von Pilgern, ruhesuchenden, rekonvaleszenten Menschen und anderen Gästen der Herberge besetzt, sofern diese sich über ein Minimum an monastischer Affinität ausgewiesen haben. Die Übernachtung mit Frühstück kostet vierzig Franken. Schwester Agatha behandelt Hilfesuchende oder Krisengeplagte mit der Hagiotherapie, die auf die «Geistseele» des Menschen zielt, oder hört ihnen einfach zu. Vor allem aber sucht die Nonne Mitstreiterinnen, die mit ihr eine neue klösterliche Gemeinschaft bilden und so das Weiter-

leben des Klosters sichern: Die Gemeinschaft müsse kein klassischer Orden werden, ihre Regeln müssten erst noch definiert werden. Zwei Frauen um die vierzig hat Schwester Agatha bisher gefunden. Die zivil gekleideten Krankenschwestern beten mit, bestellen den Garten, kochen und putzen und sind mit ihr zusammen.

Eine der beiden Frauen, die um den Hals ein auffälliges grobes Holzkreuz trägt, lebt zölibatär und entsagt weltlichem Besitz. Sie bildet mit Schwester Agatha den «inneren Kreis». Die andere legt sich vorderhand nicht fest und ist daher im «äusseren Kreis» angesiedelt. Alle drei Frauen sind katholisch gesinnt, doch «offen für ökumenische und interreligiöse Begegnungen».

Der Zyklus des Rosenkranzes

Jeden Freitag werden in der Klosterkirche Messen und «Segensandachten» mit Wochendank, Bibelgespräch und Beichtgelegenheit gefeiert. An diesem Abend haben sich Schwester Agatha, ein pensionierter Pfarrer, ein auffallend junges Paar mit Gitarre und Querflöte sowie ein paar ältere Personen eingefunden. Nachdem der Pfarrer zur prekären Weltlage referiert hat, diskutiert die Gruppe unter Schwester Agathas Anleitung über das kryptische Logo, mit dem der Vatikan der Tugend der Barmherzigkeit neuen Schwung geben will. Dann beginnt die Gruppe zu beten. Bald fällt sie in den meditativen Zyklus des Rosenkranzes, «Jesus, der für uns Blut geschwitzt hat», «Heilige Maria Mutter Gottes, bitte für uns», dazwischen wird gesungen, immer weiter. Das Beten liegt

Schwester Agatha besonders am Herzen. Gerne würde sie die permanenten Rituale der Kapuzinerinnen weiterführen, doch dafür ist die Gemeinschaft zu klein. So gut es geht, praktiziert diese das «Stundengebet» und die «eucharistische Anbetung», wenn also die Betenden still vor der Monstranz mit der Hostie sitzen oder knien, die der Priester mit einer magischen Handlung in Jesu Fleisch und Blut verwandelt hat. «Täglich beten wir vor dem geöffneten Tabernakel», sagt Schwester Agatha. Die Gäste, auch die protestantischen, fühlten den «Gnadenstrom», manche beteten daheim weiter. «Und Sie», fragt sie den Schreibenden, «haben Sie auch gespürt, dass dies ein Ort ist, an dem intensiv gebetet wird?»

Memento mori

Am Nachmittag streift dieser durch die verlassensten Klostergänge. Er weiss nicht recht, ob er ein Entdecker oder eher ein Eindringling oder Voyeur ist; jedenfalls wird er das schlechte Gewissen nicht los. An einer Ecke stösst er auf den verkleinerten Nachbau eines menschlichen Skeletts, das auf einem Sockel steht: der Tod mit Sanduhr und Sense in der Hand, memento mori. Auf einer Kommode posiert in einem geöffneten Behälter, dessen Inneres mit Gebeten beschriftet ist, die blauweiss gewandete, gebenedeite Maria.

Da entdeckt der Gast hinter einem Treppengeländer ein kleines Fenster mit Butzenscheiben. Vorsichtig öffnet er es, steckt den Kopf hindurch und blickt unversehens in den grossen Raum. Schwester Agatha sitzt neben einer ihrer Mitstreiterinnen und betet vor der grossen Glasscheibe, die den Raum von der Klosterkirche und deren Altar trennt. Noch bevor der überrumpelte Gast seinen Kopf zurückzieht, winkt die Schwester ihm lächelnd zu, verschämt winkt er zurück. In der säkularisierten Welt ist Beten zu einem intimen Akt geworden. Als der Besucher das erste Mal an der «Pfote» geklingelt hat, wie die Frauen den Eingang nennen, hat Schwester Agatha ihn herzlich willkommen geheissen und ihm einen Schlüssel in die Hand gedrückt, damit er frei ein und aus gehen könne. Über das Kommen und Gehen der Schwester dagegen entscheidet Gott. «Mein Weg hier geht weiter», sagt sie. Die Frage, wie lange noch, kümmert sie nicht. Denn auch hier liegt die Antwort beim Allmächtigen: «An Gottes Segen ist alles gelegen.»